

RECTORATSWECHSEL

AN DER

UNIVERSITÄT LEIPZIG

AM 31. OCTOBER 1898.

REDE DES ANTRETENDEN RECTORS

D. DR. ALBERT HAUCK:

FRIEDRICH BARBAROSSA ALS KIRCHENPOLITIKER.

LEIPZIG,

DRUCK VON ALEXANDER EDELMANN,

UNIVERSITÄTS-BOCHDRUCKER.

Hochansehnliche Versammlung!

Wenn man die lange Reihe der Fürsten überblickt, die von Karl d. Gr. an bis zum Ende des alten Reichs die Geschicke Deutschlands geleitet haben, so sind es nur zwei, von denen man sagen kann, dass ihr Gedächtnis im deutschen Volke wirklich noch fortlebt: Karl d. Gr. und Friedrich I. Dass die Erinnerung an den ersten Kaiser, der unserer Nation entsprossen ist, ein Jahrtausend überdauert hat, ist leicht verständlich; denn Karl gehörte zu den grossen Persönlichkeiten, deren Thätigkeit dem Gang der Geschichte für lange Zeit Richtung und Maass gibt. Unser Geschlecht war so glücklich, einen solchen Mann sein eigen nennen zu können: der mächtige Eindruck, den Fürst Bismarck auf die Gegenwart gemacht hat, gibt uns einen Maassstab, um zu beurtheilen, was Karl d. Gr. seiner Zeit gewesen ist. So tief gegrabene Linien vermag die Zeit nicht zu verwischen, solcher Grösse gegenüber ist sie, die alles besiegt, machtlos. Auffälliger erscheint der lange Nachruhm Friedrichs I.; denn niemand wird ihn für einen epochemachenden Herrscher halten. Und doch entbehrt es nicht der Wahrheit, wenn ihn ein neuerer Forscher die beliebteste und verehrteste aller mittelalterlichen Kaisergestalten genannt hat. Auch das ist verständlich. Ihn umleuchtet der Glanz der sinkenden Sonne; bezeichnet doch seine Regierung den letzten Höhepunkt unserer nationalen Entwicklung während des Mittelalters.

Wenn herkömmlichermassen diejenigen, welche in dieser fest-

lichen Stunde zu reden haben, Gegenstände wählen, für welche sie allgemeineres Interesse voraussetzen zu dürfen glauben, so mag es mir heute gestattet sein, an das zu erinnern, was Friedrich Barbarossa war, was er erstrebte, und was er erreichte. Wenn ich mich dabei auf diejenige Seite seiner Thätigkeit beschränke, die dem Kirchenhistoriker am nächsten liegt, auf seine Kirchenpolitik, so wird das nur der Erwähnung, nicht der Entschuldigung bedürfen.

Nicht immer ist hervorragende Begabung verknüpft mit jenem Imponirenden der Erscheinung, das schon auf den ersten Blick Grosses erwarten lässt. Bei Friedrich muss diese Verbindung in ungewöhnlich hohem Maasse vorhanden gewesen sein. Das zeigen die bewundernden Urtheile der Zeitgenossen. Das Zeugnis von Freunden und Feinden, von Deutschen und Ausländern stimmt dabei völlig überein. Wenn der kaiserlich gesinnte Italiener Acerbus Morena äusserte, Friedrich sei in allen Stücken so vollkommen, dass es seit langen Zeiten keinen Kaiser gegeben habe, der verständigermassen mit ihm zu vergleichen sei, so könnte man in diesen Worten die herkömmliche Überschätzung des Vorkämpfers der eigenen Partei vermuthen. Aber man findet dasselbe Urtheil bei dem unparteiischen Robert von Auxerre, ja bei so ausgesprochenen Gegnern der kaiserlichen Politik wie Arnulf von Lisieux und Johann von Salisbury. Auch sie nannten Friedrich unvergleichlich. Um den Worten der ausländischen Gegner Friedrichs die Äusserung eines deutschen Opponenten hinzuzufügen, so urtheilte der Propst Heinrich von Berchtesgaden, es sei niemand zweifelhaft, dass Friedrich alle Könige und Kaiser wie an Macht, so an Klugheit übertreffe. Mit einem Wort: die Zeitgenossen waren einstimmig der Meinung, dass Friedrich allen lebenden Fürsten überlegen sei; im Vergleiche mit ihm erschienen sie alle als minderwerthig. Schon Robert von Auxerre hat bis auf Karl d. Gr. zurückgegriffen, um einen Mann zu finden, an dem man Friedrichs Bedeutung messen könnte.

Doch war er nicht nur eine bedeutende, sondern auch eine scharf geprägte Persönlichkeit. Ich möchte sagen: er war mehr Individualität als mancher andere grosse Mann des Mittelalters. Die Zeitgenossen haben nicht unterlassen auch sein Äusseres zu schildern; sie beschreiben ihn als von mässiger Grösse, aber von dem schönsten Ebenmaass der Glieder, das Antlitz leicht geröthet und der Blick so frisch und hell, dass man, sagt Acerbus Morena, hätte glauben können, er wolle immer lachen. Dem Äusseren entsprach die rüstige Thatkraft, die ihn auszeichnete. Von dem Augenblick an, in dem er die Zügel der Regierung ergriff, machte sie sich bemerklich: leicht gemacht war ihm der Anfang nicht; aber in Kurzem wurde er der Verhältnisse Herr, und bald stand es so, dass das, was er wollte und was er that, entscheidend war für die Gestaltung nicht nur der Lage in Deutschland, sondern in Europa. Das blieb während seiner ganzen Regierung gleich; stets war er der Mann der Initiative, und niemals liess er das Spiel durch einen andern führen. Er hat mehr als eine Niederlage erlitten; aber auch wenn er geschlagen war, gelang es nicht, ihn bei Seite zu schieben. Die Männer seiner Umgebung haben ihn als scharfsinnig, klug und von raschem Entschluss bezeichnet: das waren die Eigenschaften, die seiner Thatkraft jene Elastizität und Unermüdlichkeit verliehen, die ihr eigneten. Er stand nie vor einem verschlossenen Thor, sondern sah stets einen Weg. Nichts lag ihm ferner als eine trübe Auffassung der Verhältnisse; er hat sich eher darin getäuscht, dass er seine Lage für günstiger hielt, als sie war. Schwierigkeiten und Misslingen machten ihm nicht viel Bedenken. Als ihm der Paderborner Probst Sigfrid etwas zaghaft Bericht von einer misslungenen Gesandtschaftsreise zu dem ungarischen König Geisa erstattete, war er rasch gefasst. Gott sei Dank, sagte er, dass ich einen schlechten Freund bei einer guten Gelegenheit losgeworden bin. Friedrich dachte gross von seiner Stellung und der kaiserlichen Würde, die

er trug, er war der Überzeugung, dass sie ihm von Gott übertragen sei. Aber es war doch nicht so, dass er sich nur deshalb gross fühlte, weil er Kaiser war, sondern es war ihm natürlich, sein Ich in den Vordergrund zu stellen. Wibald von Corwey hat schon von dem jungen Mann gesagt, er ertrage kein Unrecht, und in Übereinstimmung damit hat Eberhard von Bamberg ihn dem Papst gegenüber mit den Worten charakterisirt: Ihr wisst, wie er ist: wer ihn liebt, den liebt er wieder, zu den andern dagegen stellt er sich fremd. Von diesem Punkte aus ist es verständlich, dass es Friedrichs Charakter nicht an harten Seiten fehlte: er hat wohl einmal den Krieg als eine lustige Jagd bezeichnet. Gehen wir, sagte er nach der Besiegung der Mailänder i. J. 1159, und sehen wir, ob unsere heutige Jagdbeute die Mühe lohnt. Das war ein ungeschicktes Wort; aber man weiss auch von Thaten barbarischer Härte, und wenn die Zeitgenossen Friedrich als unerbittlich bezeichneten, so beweist das Schicksal von Mailand, dass dies Wort nur allzuwahr war. Er konnte auch in Deutschland mit unerbittlicher Härte handeln: als die Grafen von Plaien das Salzburger Erzstift verwüsteten, da der Erzbischof sich der kirchlichen Politik Friedrichs entgensetzte, hat ihnen der Kaiser eigens dafür gedankt, dass sie so entschlossen, treu und mannhaft den Kampf führten. Und doch ist es natürlich, dass die Deutschen solche Thaten ihm leicht verziehen. Denn jedermann wusste, dass er es ernst nahm mit seiner Pflicht. Wenn er einmal sagte, die Würde des Reichs fordere, dass er die Bedürfnisse des Staats stets vor Augen und unter den Händen habe, so war seine ganze Regierung eine Erfüllung dieses Wortes: er hat sich vielleicht manchmal darüber getäuscht, was dem Staate noth that, aber vergessen hat er es nie. Nimmt man hinzu, dass er zugänglich und leutselig war — ein bewährter Mitkämpfer wie Rainald von Dassel durfte sich wohl auch ihm gegenüber ein freies, scherzendes Wort erlauben —, dass er seine Lust am Lied der Dichter und am Spiel

der Jugend hatte, dass er gut sprach und gerne sprach, dann haben wir in der That das Bild von einer Persönlichkeit, die auf die Zeitgenossen Eindruck machen musste.

Doch daraus allein erklärt sich noch nicht, dass das Gedächtnis an Friedrich so lange Zeit fortlebte. Denn was der Mensch ist, verfällt rasch der Vergessenheit, wenn die Erinnerung daran nicht erhalten wird durch das, was er geleistet hat.

Hier scheint man nun einem Rätsel gegenüber zu stehen; denn es ist unleugbar, dass Friedrich aus den grossen Kämpfen seines Lebens nicht als Sieger, sondern als Besiegter hervorgegangen ist: in dem gewaltigen Ringen zwischen der Kommune und dem Staat ist er, der Vertreter des Staatsgedankens, unterlegen, und als im Jahre 1177 der Friede von Venedig den beinahe 20 Jahre dauernden Streit mit Papst Alexander beilegte, verzichtete er auf ein Ziel, an dessen Erreichung er alle Kraft gesetzt hatte. Das trotzige Niemals von Würzburg wurde in Venedig zerrissen. Aber seltsam genug sind die Niederlagen Friedrichs der Mitwelt nicht zum klaren Bewusstsein gekommen; als er fern von der Heimat seinen Tod fand, haben die Chronisten sein Glück gerühmt; von allen Königen sei er von ihm beinahe am meisten begünstigt gewesen, ja bei einem englischen Schriftsteller kann man lesen, sein Ruhm sei durch ununterbrochene Siege gewachsen, sein Glück habe nie eine Erschütterung erfahren. Im Urteil der Zeitgenossen überwogen also seine Erfolge weit das Mislingen.

Gerade im Blick auf Friedrichs Kirchenpolitik ist dieses Urteil erklärlich. Wir verfolgen ihre Grundzüge.

Man bemerkt leicht, dass seine Massregeln von Anfang an durch zwei Rücksichten bedingt waren: einerseits kam seine Stellung zu der deutschen Kirche als solcher in Betracht, andererseits sein Verhältnis zu der Gesamtkirche und deren Vertreter, dem Papste. Was das Erstere anlangt, so war die Stellung des Königs in der deutschen Kirche rechtlich durchaus nicht genau umschrieben; sie

war auch nicht frei von Widersprüchen. Denn die ältere staatliche Entwicklung, auf die das Urteil über die Königsrechte zurückging, und die jüngere kirchliche Entwicklung, die für die Bemessung der kirchlichen Ansprüche entscheidend war, waren in divergirender Richtung verlaufen; nur in Bezug auf einen Punkt gab es ein bestimmtes geschriebenes Recht. Das Wormser Konkordat regelte die Mitwirkung des Königs bei der Erhebung der Bischöfe. Wie der Vertrag von Worms keinen vollständigen Sieg der Kirche über den Staat bedeutete, so schloss er den Einfluss des Königs auf die Bischofswahlen nicht aus; er erkannte ihn an und garantierte ihn durch ein doppeltes Mittel: 1. Durch die Bestimmung, dass die Wahl in Gegenwart des Königs stattzufinden habe, und 2. durch die Anordnung, dass die deutschen Bischöfe die Regalien vor der Weihe von dem König zu Lehen erhalten sollten.

Als Friedrich die Regierung antrat, waren dreissig Jahre seit dem Abschluss des Konkordats verflossen. Man ist gegenwärtig im allgemeineren der Anschauung, dass es in der nächsten Zeit nach dem Friedensschluss ziemlich genau beobachtet worden sei, besonders Lothar, weniger Konrad III. habe auf seine Ausführung gehalten. Das zwölfte Jahrhundert hat anders geurteilt. Gerhoh, der sehr geneigt war, in ihm eine Schädigung der Kirche zu erblicken, freute sich eben deshalb darüber, dass an eine strikte Ausführung des Vertrags nicht zu denken war: Gott Lob, sagte er, die Bischofswahlen geschehen ohne Gegenwart des Königs. Er betrachtete also das erste Zugeständnis, das im Konkordat dem König gemacht war, als thatsächlich beseitigt. Zugleich aber sprach er die Hoffnung aus, dass in Bälde auch das zweite Zugeständnis dahinfallen werde, der bei der Verleihung der Regalien geforderte Lehens- oder Treueid der Bischöfe. Das ist eine Äusserung aus der ersten Zeit König Konrads. Sechs Jahre später wiederholte er dasselbe Urteil; er rühmte die grosse Freiheit, deren sich die Gegenwart bei den kanonischen Wahlen erfreue. Wenn ein Mann

der Gegenpartei, einer der Dichter aus der Umgebung Reinalds, die Nachlässigkeit der Vorgänger Friedrichs tadelte, die es zugelassen habe, dass das Unkraut im Reiche aufschoss, so bestätigt er, was Gerhoh sagte: er beurteilt es nur anders. Wie bedenklich aber diese Entwicklung war, ist deutlich, wenn man bemerkt, dass sofort eine Rechtslehre vorhanden war, die den Zustand, wie er sich im Gegensatze zu dem Vertrag von 1122 zu bilden begann, rechtfertigte; man sagte die Zugeständnisse des Konkordats seien Heinrich V. persönlich gemacht gewesen, sie seien also nicht auf seine Nachfolger übergegangen. In Bezug auf die Investitur aber entwickelte man die Anschauung, sie sei nicht im eigentlichen Sinne Verleihung; denn die Güter, die einstmals der Kirche geschenkt worden seien, befänden sich eo ipso in ihrem Besitz, sie brauchten ihr also nicht neu übergeben zu werden. Dadurch sollte der Handlung der Investitur sozusagen das Mark ausgeschnitten werden; denn kam diese Ansicht zur Geltung, so war die Belehnung mit den Regalien ein bedeutungsloser Akt. Der König schien zu geben, aber er gab nicht.

So war die Sachlage, als Friedrich gewählt wurde. Wie stellte er sich ihr gegenüber? Zwei Monate nach seiner Erhebung wurde der Magdeburger Erzstuhl neu besetzt. Friedrich selbst erschien in der Mitte der Wähler und schlug den hadernden Parteien, die schon verschiedene Wahlen getroffen hatten, vor, dem Bischof Wichmann von Zeitz das Erzbistum zu übertragen. Als sich daraufhin die Majorität der Wähler für ihn entschied, erkannte er ihn sofort an und verlieh ihm die Regalien. Friedrich war sich dessen wohl bewusst, dass sein Verfahren an der Kurie Anstoss erregen werde. Das hinderte ihn nicht. Als dann die Einsprache wirklich erfolgte, wusste er die getroffene Wahl aufrecht zu erhalten. Und er hat seitdem konsequent nach dem Grundsatz verfahren, dass sein Wort und Wille bei der Wahl neuer Bischöfe Rücksicht finden müsste, und dass die Verleihung der Regalien als Uebertragung derselben

im eigentlichen Sinne verstanden werde. Wenn der letztere Punkt in der Regel weniger hervorgehoben wird als der erstere, so leuchtet doch ein, dass er prinzipiell von der grössten Wichtigkeit war. Welches Gewicht Friedrich auf ihn legte, sieht man aus folgendem Vorfall: Bischof Heinrich von Regensburg hatte sein Amt angetreten, während Friedrich in Italien verweilte, und in Folge dessen die Investitur nicht sofort erhalten. Seine Wahl war von Friedrich anerkannt, und der Bischof trug deshalb kein Bedenken, Regensburger Lehen zu vergeben. Aber als der Kaiser nach Deutschland zurückkehrte, wurde Heinrich mit einer hohen Geldstrafe belegt; denn er habe Regalien nicht verleihen können, ehe er sie erhalten habe. Die energische Handhabung des sog. Spolienrechts beruht auf der gleichen Anschauung.

Was den ersten Punkt anlangt, so war Friedrich die Form, in der er seinen Willen zur Geltung brachte, gleichgiltig: er hat noch öfter so gehandelt, dass er am Wahlort persönlich anwesend an der Wahlhandlung Antheil nahm. Er hat in anderen Fällen von den Gliedern der betreffenden Kirche, die zufällig am Hofe gegenwärtig waren, den Mann wählen lassen, den er für tüchtig hielt, oder er hat brieflich den Wählern den Kandidaten bezeichnet, dessen Wahl er wünschte. Wir besitzen noch das Schreiben, das er nach dem Tode Rainalds an die Kölner Wähler richtete; es lässt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig: Da wir in unserem ganzen Reiche keinen ihm — Rainald — ähnlichen Mann gefunden haben als unseren Kanzler Philipp, unsern treuen Mitarbeiter in der Verwaltung des Reichs, so wünschen wir von ganzem Herzen, dass er und kein anderer ohne Vorzug von euch zur Würde des Kölner Bischofs erhoben werde. Das geschah denn auch. Um ganz sicher zu gehen hat Friedrich in einem besonders wichtigen Fall, es handelte sich um das Erzbistum Mainz, die Äbte, Pröpste und die angesehensten Ministeralen des Stifts zu der ausdrücklichen Zusage bestimmt, dass sie im Falle einer Er-

ledigung nur in seiner Gegenwart einen neuen Erzbischof wählen würden.

Seine Haltung in diesen Fragen ist leicht zu beurtheilen: er hat mit einem energischen Schritt die Stelle wieder eingenommen, die ihm gebührte, die aber beinahe verloren war, und er hat sie während der ganzen Dauer seiner Regierung behauptet. Seine kirchliche Politik war, obwohl sie aggressiv schien, doch wesentlich konservativ. So wollte er sie selbst beurtheilt haben. Friedrich gehörte zu den Männern, die über das reflektiren, was sie thun, und die nicht ungerne von den leitenden Gedanken sprechen, denen sie folgen. Über die Ziele seiner Regierung hat er sich mehr als einmal geäussert, am bestimmtesten anlässlich der von ihm veranlassten Kanonisation Karls d. G. i. J. 1166. Hier sagt er, von Beginn seiner Regierung an sei sein Vorsatz gewesen, seinen Vorgängern, besonders dem grossen und ruhmvollen Kaiser Karl, nachzufolgen, das Recht der Kirche, den Bestand des Staates und die Geltung der Gesetze im ganzen Reich zu sichern. Das ist ein Programm, das grundsätzlich konservativ ist. Es waren nur die thatsächlichen Verhältnisse, die dazu führten, dass es in der Ausführung zu einem Reformprogramm wurde. Friedrich selbst hat gelegentlich von seiner Absicht, eine Reform des ganzen Reichs zu unternehmen, gesprochen. Aber bemerken wir wohl: die Ziele der Reform lagen nicht vorwärts von dem gegenwärtigen Zustand aus: sie lagen rückwärts. Wenn die Genossen Rainalds sagten, der Kaiser erstrebe die Zurückführung des Reiches zu dem früheren Stand, so haben sie damit ohne Zweifel den Sinn Friedrichs richtig getroffen.

Daraus erklärt es sich, wie mich dünkt, dass gegen Friedrichs Verhalten in den Bischofswahlen in Deutschland kaum Widerspruch erhoben wurde. Es scheint seltsam: eben schien die kirchliche Partei an dem Ziel ihrer Wünsche zu stehen, da wird ihr die Erreichung desselben in die Ferne gerückt, und keine Hand regt

sich dagegen, ja der Episkopat fügt sich nicht nur, sondern er vertritt dem Einspruch des Papstes gegenüber das Recht des Kaisers. Verständlich ist das nur, weil sich Friedrich darauf beschränkte, die Rechte festzuhalten, die das allgemeine Urtheil ihm noch zugestand. Er verletzte nicht, indem er Neues in Anspruch nahm. Fragt man aber durch welche Erwägungen er bei seiner Haltung bestimmt wurde, so lässt sich mit aller Sicherheit antworten, dass seine Motive ausschliesslich auf dem politischen Gebiete lagen. Ich habe schon erwähnt, dass er seinen Kanzler Philipp deshalb als geeignet für ein Erzbistum betrachtete, weil er ihm in der Verwaltung des Reichs treulich gedient habe. Er sprach diesen Gedanken öfter aus. So wenn er den Wählern von Cambrai einschärftete, sie sollten einen Mann wählen, der Gott und dem Reiche gefalle, der geschickt sei für den Dienst der Kirche und des Reichs, von dem der Gehorsam, der dem Reich gebühre, geleistet werde, und der seine Kirche in erwünschter Weise fördere. Es ist ein Zufall, dass im letzten Satz die Rücksicht auf das Reich der auf die Kirche vorantritt; aber der Zufall ist sinnvoll. Denn für Friedrich standen in der That die kirchlichen und religiösen Motive im Hintergrund. Gewiss kann man ihn nicht als unkirchlich bezeichnen. Vor diesem Urtheil schützt ihn nicht nur sein Kreuzzug; er hat es auch sonst an Beweisen seiner frommen Gesinnung im Sinne des Mittelalters nicht fehlen lassen; selbst für theologischen Streit hatte er ein gewisses Interesse. Aber wie gross ist doch der Unterschied zwischen ihm und Heinrich III! Während der letztere tief ergriffen war von der religiösen Bewegung der Zeit, hielt sich Friedrich nur in den herkömmlichen Anschauungen; gerade in dieser Hinsicht war er konservativ: die kirchlichen Einrichtungen galten ihm als gut und recht, ihre Mängel nahm er nicht wahr, die Verpflichtung bessernd einzugreifen empfand er nicht: für die Kirche hatte er kein Reformprogramm wie für das Reich. Dass die politischen über die kirchlichen Motive das

Übergewicht hatten, bewährte sich in der Wahl der Männer, denen er die Bistümer übertrug. Einen scharfen Blick und ein klares Urtheil über die Menschen hat er dabei bewiesen; denn unter den von ihm Gewählten ist die Zahl der hervorragenden Männer ungewöhnlich gross. Aber unter ihnen ist nicht ein einziger grosser kirchlicher Charakter: wer geistliche Fürsten nennen will, die ihren Ehrgeiz daran setzten, dem Reiche zu dienen, wird immer Rainald von Köln und Christian von Mainz in erster Linie erwähnen, und wer die Namen der Bischöfe sucht, die das geistliche Fürstentum dem weltlichen ebenbürtig machten, kann an Wichmann von Magdeburg und Philipp von Köln nicht vorübergehen. Dagegen sucht man Männer, die ihnen in kirchlicher Thätigkeit gleich wären, unter Friedrichs Bischöfen vergeblich.

Vom kirchlichen Gesichtspunkt aus beurteilt, ist das ein Mangel. Aber gerade dieser Mangel zeigt, wie tief Friedrich eingegriffen hat; er hat den alten Einfluss des Königtums auf den Episkopat erneuert. Seine Regierung war die letzte, unter der die Bischöfe Beamte des Reiches waren. Friedrich war in dieser Hinsicht der letzte deutsche König im alten Sinn.

Dem eben Gesagten entspricht es, dass Friedrich auch den Fragen, welche die allgemeinen kirchlichen Verhältnisse betrafen, zunächst konservativ gegenüber stand. Auf seinem ersten Romzug hatte er sich über seine Stellung zu Arnold von Brescia zu entscheiden. Jedermann kennt den Namen des kühnen und rücksichtslosen Agitators, des feurigen, überzeugungstreuen Predigers, des unglücklichen Reformators. Seine Überzeugungen sind das Produkt des inneren Widerspruchs, der den mittelalterlichen Katholizismus durchdringt. Aber nicht ohne Einfluss auf sie waren auch die Theorien der italienischen Rechtsschulen, die die Autonomie des weltlichen, des kaiserlichen Rechtes vertraten. Es war eine gemeinkatholische Anschauung, dass das höchste sittliche Ideal in der Nachfolge des armen Lebens Christi und der Apostel bestehe.

Niemand leugnete diesen Satz. Aber der Papst und die Bischöfe, welche die Stellvertreter Christi und Nachfolger der Apostel sein wollten, waren weltliche Herren. Die ganze Kirche war unter dem Gewicht ihres Besitzes und ihrer Macht das Gegenteil der Gemeinschaft der armen Jünger Jesu geworden. Arnold war nicht der erste und nicht der einzige, der diesen Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit empfand. Aber während Männer wie Bernhard oder Gerhoh sich mit mehr oder weniger künstlichen Reflexionen darüber beruhigten, konnte er dem Satze nicht ausweichen, dass die Kirche, da sie nicht von dieser Welt ist, auch keine irdische Gewalt sei; weder weltliche Macht, noch weltlicher Besitz gebühre ihr. Das alles gehöre dem Staat, dem Kaiser, und ihm allein.

Das waren revolutionäre Anschauungen. Sie leugneten das Recht eines Zustandes, der seit unvordenklichen Zeiten bestand, der ohne die grösste Erschütterung aller Verhältnisse nicht geändert werden konnte. Kein Wunder, dass Arnold bei den Trägern der kirchlichen Gewalt Widerspruch und Widerstand fand. Und nun erhob er sich direkt gegen sie; in der denkbar schroffsten Form erklärte er die päpstliche Gewalt als unberechtigt.

Es ist der mittelalterlichen Welt nicht ganz leicht geworden, ein klares Urteil über Arnold zu finden. Auch Männer, die nicht mit ihm gingen, konnten doch nicht umhin auszusprechen, er lehre das, was mit dem Gesetz der Christen sehr wohl übereinstimme, mit ihrem Leben freilich sehr schlecht. Wir wissen nun, dass Friedrich über die Anschauungen Arnolds nicht nur durch Gegner unterrichtet war; einer seiner Anhänger, ein gewisser Wezel, hat ihm die arnoldistischen Grundsätze über die Armuth der Nachfolger Jesu und der Apostel und über die Unvereinbarkeit derselben mit der irdischen Macht der Kirche bald nach seiner Erwählung in einem langen Schreiben vorgetragen. Auch scheint es in der Umgebung Friedrichs nicht ganz an Männern gefehlt zu haben, die geneigt waren, diese Lehren zu billigen; Friedrich selbst jedoch

war von nichts ferner als hievon. Die Art, wie er den Untergang Arnolds herbeiführte, zeigt, dass er in ihm nur den Häretiker, den Revolutionär sah. Hätte er den Gegner des Papsttums dem sicheren Verderben überliefert, wenn er nicht in dem Papsttum, so wie es war, eine berechtigte, eine nothwendige Institution erkannt hätte? Es scheint mir nicht zweifelhaft, dass er wirklich so urtheilte.

Gleichwohl kam er in Konflikt mit den Trägern der päpstlichen Gewalt.

Den ersten Zusammenstoss veranlasste eine Frage der Etikette. Als Friedrich am 8. Juni 1155 seine erste Zusammenkunft mit Papst Hadrian hatte, erwartete dieser, dass Friedrich ihm den Dienst eines Marschalls leisten werde; da jener es unterliess, so forderte er es, und als Friedrich das Ansinnen ablehnte, verweigerte er ihm den Friedenskuss, bis er ihm Genugthuung für die Versagung der schuldigen Ehre geleistet habe. Der drohende Streit wurde diesmal rasch beigelegt; nachdem durch Zeugen bewiesen worden war, dass Lothar den geforderten Ehrendienst dem Papste geleistet habe, gab Friedrich nach. Was herkömmlich war, wollte er nicht verweigern.

Bald folgte ein zweiter, heftigerer Zusammenstoss: der bekannte Vorgang auf dem Reichstag zu Besançon im Oktober 1157. Es wird niemals völlig aufgeklärt werden, wie die anstössige Stelle des päpstlichen Schreibens gemeint war, ob sie das Kaisertum als päpstliches Lehen bezeichnen sollte oder nicht. Aber daran kann, wie mich dünkt, ein Zweifel nicht sein, dass die Partei, die an der Kurie damals ausschlaggebend war, so urtheilte; das Bild Lothars als des Dienstmanns des Papstes, die Anrede des Kaisers als des Bruders der Kardinäle, die trotzige Frage Rolands: Von wem hat der Kaiser das Reich, wenn nicht vom Papste? das alles bildete den Kommentar zu dem Brief. Mochte es sich also um einen vorsätzlichen Angriff oder um eine leicht misdeutbare Wendung handeln, die Einsprache dagegen war notwendig. Für unsere Be-

trachtung ist nun aber bemerkenswert, wie Friedrich sich in der Abwehr verhielt: er nahm das päpstliche Schreiben als einen Angriff auf sein Recht, aber er hütete sich wohl, ihn seinerseits mit einem Angriff auf die päpstliche Stellung zu erwidern, im Gegenteil, indem er sein Recht wahrte, erkannte er die päpstlichen Rechte ausdrücklich an. Wenn er gerade bei diesem Anlass sehr nachdrücklich betonte, dass es ihm am Herzen liege, dasjenige, was Rechtens und was üblich sei, zu schirmen, so entsprach also dieser Erklärung sein Verfahren. Es war trotz aller Entschiedenheit vorsichtig; zugleich aber handelte Friedrich ausserordentlich klug. Denn indem er sich ganz in der Defensive hielt, machte er es dem deutschen Episkopate möglich, auf seine Seite zu treten; und er erreichte dadurch einen vollständigen Sieg. Hadrian IV. erklärte, dass er die Krone nicht als Lehen bezeichnet habe, er gab damit genau genommen einen Anspruch auf, der in der Konsequenz der päpstlichen Theorie lag.

Wieder war der Streit rasch beendet, aber der Friede nicht hergestellt. Denn dass Friedrich Hand anlegte, um die kaiserliche Verwaltung in Ober- und Mittelitalien von neuem zu begründen, führte sofort zu neuem Zwiespalt. Friedrich ging zurück auf die karolingisch-ottonische Vorstellung, dass der Kaiser Landesherr im Kirchenstaat sei. An der Kurie konnte man darin nur den gefährlichsten Angriff auf die eigene Stellung erblicken, man glaubte sie bald so ernstlich bedroht, dass die Frage erwogen wurde, ob nicht das äusserste Mittel, die Exkommunikation des Kaisers, anzuwenden sei. Der zweimal vermiedene Streit schien nun doch ausbrechen zu müssen. In diesem Moment wurde die ganze Sachlage geändert durch den Tod Hadrians, 1. Sept. 1159.

Charakteristisch für Friedrichs Verhalten während dieser Jahre ist, so viel ich sehe, die Konsequenz, mit der er vermied, das eigentlich kirchliche Gebiet zu berühren. Während er seine Würde, seine Rechtsstellung, die Befugnisse des Reichs nicht nur behauptete,

sondern auch verlorenen Boden wieder zu besetzen begann, gab er der Kurie keinen Grund sich über seine kirchliche Haltung zu beschweren. Auch im Moment der höchsten Erregung zu Besançon war er weit davon entfernt, sich zu so leidenschaftlichen Schritten hinreissen zu lassen, wie Heinrich IV. i. J. 1076. Andererseits ist unleugbar, dass der gewaltige Aufschwung, den die Kaisermacht in Italien seit dem Jahre 1154 nahm, für die Unabhängigkeit des Papsttums und damit für seine Weltstellung wirklich bedrohlich war. Friedrich nahm darauf keine Rücksicht, er hatte nur ein Auge für das, was ihm als sein Recht galt; aber wer will es der Kurie verargen, dass sie sich in ihrem Rechte bedroht glaubte? War sie es thatsächlich durch Friedrichs italienische Politik, so glaubte sie es noch mehr zu sein durch die letzten Ziele, die sie ihm zutraute. Wir wissen aus einer Notiz Johans von Salisbury, wie man sich in der Umgebung Hadrians seine Absichten dachte: man argwohnte eine Weltpolitik, bei der das Papsttum ganz in den Dienst des Kaisertums gezogen werden sollte. Dabei waren Friedrichs Ziele, wie mich dünkt, durchaus verkannt. Er war ein viel zu realistischer Geist, als dass er ein Nachahmer der phantastischen Weltherrschaftspläne Ottos III. hätte sein können. Gleichwohl war ein tiefer Gegensatz zwischen dem, was er wollte, und dem was das Papsttum nicht entbehren konnte, vorhanden: seine italienischen Organisationspläne und das päpstliche Interesse voller territorialer Selbständigkeit schlossen sich aus: neuer Streit zwischen den beiden Gewalten war unvermeidlich. Er wurde es umsomehr, da das Gefühl von der bedrohten Lage des Papsttums dazu führte, dass die Majorität der Kardinäle den ausgesprochensten Gegner der kaiserlichen Politik, den Träger gregorianischer Ideen über die Weltstellung des Papsttums zum Nachfolger Hadrians wählte. Es ist Alexander III. Seine Wahl war nun freilich ein so deutliches Signal zum rücksichtslosen Kampf gegen Friedrich, dass sie nicht ohne Widerspruch durchzuführen war: die Minorität lehnte sie ab, sie

stellte ihm Viktor IV. gegenüber. Statt zum Kampf zwischen Kaiser und Papst kam es also zunächst zu einem Schisma in der Kirche.

Wie die Dinge lagen, war die Stellung Friedrichs von selbst gegeben. Alexander als Papst bedeutete für ihn einen sichern und einen ebenso entschlossenen wie gefährlichen Gegner: es war politische Pflicht, ihm die Anerkennung zu versagen. Dabei gewährte der Eintritt des Schismas die erwünschte Möglichkeit, dies zu thun, ohne mit dem Papsttum als solchem zu brechen. Demgemäss erklärte Friedrich zunächst seine Neutralität. Auch der zweite Schritt war für ihn selbstverständlich: er musste suchen die Lösung des Schismas in dem ihm günstigen Sinn herbeizuführen, d. h. die Anerkennung Viktors zu bewirken. Indem er diese Absicht ergriff, wurde er in der Wahl des einzuschlagenden Weges bestimmt durch die vorsichtige Rücksicht darauf, jeden Widerspruch mit den kirchlichen Überzeugungen zu vermeiden. Seit Jahrhunderten war der Satz bei jeder Gelegenheit wiederholt worden, dass der Papst von niemand gerichtet werden könne. Er galt wie ein Dogma: deshalb konnte Friedrich nicht handeln wie einst Otto I. oder Heinrich III. Er hat demgemäss, als er die Synode zu Pavia berief, um zwischen den beiden Prätendenten zu entscheiden, nicht unterlassen zu erklären, dass er sich kein Urtheil in dem Streit der Päpste anmasse, er überlasse die Entscheidung den Bischöfen. An diesem Standpunkt hat er stets festgehalten; indem er Alexander bekämpfte, bekämpfte er nicht das Papsttum, sondern er widerstand einem Manne, dessen Recht auf den Titel Papst er leugnete. Aber während er die Entscheidung der Frage, wer von Rechtswegen Papst sei, ablehnte, trug er zugleich Sorge, dass die Vertreter der Kirche sie in seinem Sinn entschieden. So schon in Pavia. Seitdem dort die Rechtmässigkeit der Wahl Viktors proklamirt war, ergab sich für Friedrichs weitere Politik ein doppeltes Ziel: einerseits im Reich die Obedienz Viktors herzustellen und aufrecht zu erhalten, anderer-

seits die europäischen Mächte, in erster Linie England und Frankreich, für ihn zu gewinnen.

Was das Erstere anlangt, so ist es ihm nicht ganz gelungen, die Bildung einer alexandrinischen Partei im Reiche zu verhindern. In Deutschland allerdings fand Alexander fast nur im Erzbistum Salzburg Anhänger, dagegen war ihre Zahl in Italien nicht gering. Aber mit unvergleichlicher Energie hat Friedrich daran gearbeitet, sie zu beseitigen. Der bekannteste Beleg sind die Würzburger Eide v. 23. Mai 1165. Friedrich selbst hat damals geschworen, er werde nie Alexander oder einen von seiner Partei gewählten neuen Papst anerkennen; die in Würzburg anwesenden Fürsten leisteten den gleichen Eid, von den abwesenden wurde er nachträglich gefordert, die Bischöfe wurden angehalten von allen Geistlichen und Laien innerhalb sechs Wochen seine Ablegung zu verlangen, wer ihn verweigerte, wurde mit strenger Strafe bedroht und belegt. In der That wurde so die Zersplitterung Deutschlands in verschiedene Obedienzen verhindert. Nur im Salzburgischen und in Italien kam es zur Gewaltanwendung, zur Vertreibung alexandrinisch gesinnter Bischöfe und Besetzung der Stellen mit Gegnern.

Die Westmächte zu gemeinsamen Schritten zu veranlassen war Friedrichs Bestreben sofort beim Ausbruch des Schismas gewesen. Seine Absicht misslang: England und Frankreich nahmen ihre Stellung ohne Rücksicht auf Deutschland und traten auf die Friedrich entgegengesetzte Seite. Es ist sicher, dass diese Entscheidung zum Theil herbeigeführt wurde durch die Überzeugung, dass der Erwählte der Majorität das bessere Recht habe; aber es ist ebenso gewiss, dass auch das Misstrauen gegen die deutsche Politik ins Gewicht fiel. Da die Anerkennung Alexanders die Stellung Friedrichs schwächte, so war sie den Westmächten erwünscht. Friedrichs Bestreben blieb nun Jahre lang, den Bund zwischen ihnen aufzulösen und sei es England, sei es Frankreich von Alexander zu trennen: zweimal schien er sein Ziel erreicht

zu haben; aber jedesmal entging ihm der Erfolg im letzten Augenblick. Auf diesem Wege war das Schisma nicht zu lösen: es blieb nur ein Weg übrig, die Vernichtung Alexanders.

Sie schien möglich, als Alexander, der seit 1162 sich in Frankreich aufhielt, im Jahre 1165 nach Italien zurückkehrte. Und auch diesmal gelangte Friedrich so weit, dass er meinen konnte, den Erfolg schon in der Hand zu haben: der glänzende Sieg, den Rainald von Köln und Christian von Mainz am Pfingstmontag 1167 bei Tusculum über die Römer errangen, machte Alexander waffenlos: der entschlossene Rainald glaubte mit einem kühnen Griff den Siegespreis erhaschen zu können: er forderte von den Römern die Auslieferung Alexanders und seiner Kardinäle. Friedrich selbst unterhandelte mit den letzteren: er verlangte den Rücktritt des Papstes unter der Zusage, dass auch der kaiserliche Gegenpapst zurücktreten werde. Dann hätte eine Neuwahl stattfinden können, deren Ergebnis der allgemeinen Anerkennung sicher war. Aber es kam nicht zur Annahme des Vorschlags: vielmehr gelang es Alexander aus Rom zu entkommen. Als vollends eine Seuche in wenigen Tagen das deutsche Heer vernichtete, war an die gewaltsame Überwältigung Alexanders nicht mehr zu denken.

Die Urteile über die Absichten Friedrichs während dieser Jahre gingen und gehen weit auseinander. Als Alexander den Bann über Friedrich verkündigte, hat er den Vorwurf gegen ihn erhoben, dass er von Anfang an die Kirche zu knechten gesucht habe; um sie ganz zu unterdrücken, habe er Viktor durch Übergabe des Ringes mit dem Papsttum belehnt; die Unterwerfung der römischen Kirche aber sei nur der erste Schritt, um ganz Europa zu unterjochen. Das hier ausgegebene Thema wurde sofort in England und Frankreich aufgenommen und variirt: Arnulf von Lisieux verkündigte seinen Landsleuten, Friedrich sei entschlossen jetzt den alten Streit zwischen der Krone und dem Papsttum zur Entscheidung zu bringen, dadurch die weltliche Gewalt über die geistliche

zu erheben. Dann, wenn der frühere Glanz des Kaisertums wiederhergestellt sei, werde er Hand anlegen, um alle Reiche der Welt seiner Gewalt zu unterwerfen. Die Gegner vermutheten also die Absicht, das Verhältnis der beiden Gewalten grundsätzlich zu ändern. Man kann diese Anschauung noch heute finden; sie ist nur anders ausgedrückt, wenn Friedrich das Bestreben zugeschrieben wird, die cäsareopapistischen Gedanken strikt durchzuführen. Ein ganz abweichendes Urteil hat eine Zeitlang viele Zustimmung gefunden: man nahm an, dass Friedrich unter dem Einfluss Rainalds von Dassel den Gedanken ergriffen habe, die deutsche Kirche als Nationalkirche zu konstituieren. Auch diese Ansicht klingt, freilich bedeutend gemildert, noch fort, wenn man jetzt etwa sagt: nicht der universale Charakter des Papsttums überhaupt sollte angetastet werden, aber der römische Stuhl sollte nur die Reichskirche und den Kaiser, nicht die allgemeine Kirche als die höhere Instanz über sich anerkennen, oder es habe sich bei dem Kampf um die Wiederaufrichtung der kaiserlichen Herrschaft über das Papsttum gehandelt. Auch hier wird Friedrich der Gedanke einer Änderung des kirchlichen Rechtszustandes zugeschrieben.

Wie mich dünkt, schliesst jedoch die klare Folgerichtigkeit seines Verhaltens die eine wie die andere Annahme aus: er arbeitete Jahre lang dahin, um in Gemeinschaft mit den Westmächten das Schisma zu beendigen. Dadurch ist die Absicht, die Rechtsstellung des Papsttums zu reformiren, ausgeschlossen. Nicht eine Neuordnung der päpstlichen Stellung hat er erstrebt, sondern lediglich Vermehrung des politischen Einflusses, den er auf die Päpste hatte. Von Bedeutung aber war der letztere nur für seine italienische, nicht für eine vorausgesetzte Weltpolitik: auch in diesen Jahren war Friedrichs Kirchenpolitik ausschliesslich beherrscht durch das, was er für das Reich erstrebte. Er hat im Gespräch mit einem deutschen Anhänger Alexanders einmal geäussert, einen Papst, der das Recht des Reichs nicht mindere, werde er auf das Bereitwilligste

fördern, dem aber, der es kränke, trete er auf alle Weise und mit der ganzen Kraft des Reichs entgegen. Hier wird wirklich der beherrschende Gesichtspunkt für sein Verhalten angegeben sein.

Seit 1167 verflocht sich die kirchliche Frage mit der Erhebung der lombardischen Städte gegen die Regierung des Kaisers. Die Demokratie und das Papsttum waren in diesem Moment natürliche Bundesgenossen. Das hat niemand klarer erkannt als Papst Alexander; er trat in die engste Verbindung mit den Lombarden. Nun handelte es sich für Friedrich vollends um die Frage, ob er auf den grossen Plan seines Lebens, Oberitalien monarchisch zu organisieren, verzichten oder ihn festhalten wolle. Neben der Wichtigkeit dieser Frage trat der Widerspruch gegen Alexander in die zweite Linie zurück. Demgemäss erfuhr nun die kirchliche Politik Friedrichs einen deutlich wahrnehmbaren Wandel. Er verhehlte sich nicht, dass er nur dann auf den Sieg rechnen könne, wenn es ihm gelang, die Verbündeten zu trennen und einen auf seine Seite zu ziehen. Hier aber dachte er nicht daran, die Lombarden gegen das Papsttum aufzubieten, wohl aber erschien nun eine Verständigung mit Alexander als vortheilhaft. Man kann vielleicht nicht sagen, dass er sie seit 1167 suchte, sicher aber wies er den Gedanken an sie nicht mehr zurück. Nichts zeigt deutlicher als dies, dass seine Haltung gegen die Kurie nur ein Theil seiner italienischen Politik war.

Ohne dass wir bei der Lückenhaftigkeit der Überlieferung die Dinge im einzelnen verfolgen können, wissen wir doch, dass von 1168 an Unterhandlungen zwischen Friedrich und den Alexandrinern stattfanden. Die verschiedensten Mittelsmänner waren dabei thätig: bald ein namenloser Laienbruder, bald ein berühmter französischer Abt, jetzt ein deutscher Bischof, und dann wohl auch der französische König selbst. Die Unterhandlungen waren fast nie officiell, aber stets officiös; bis zum Frühjahr 1172 sind sie eigentlich nie abgebrochen worden. Dabei stand das Zugeständnis,

das Friedrich zu machen bereit war, fest: die Anerkennung Alexanders durch die deutsche Kirche; nur darüber wurde unterhandelt, was der Papst zu gewähren habe: hier forderte Friedrich die Anerkennung der im Amte befindlichen deutschen Bischöfe. Es war schwerlich nur sein hochentwickeltes Ehrgefühl, das ihn hinderte, die Männer preiszugeben, die ihm gefolgt waren, sondern er wollte die Erschütterung aller Verhältnisse vermeiden, die aus der Beseitigung fast des ganzen bisherigen Episkopats mit Nothwendigkeit gefolgt wäre.

Manchmal schien der Erfolg dieser Unterhandlungen sicher; besonders im Sommer 1170 sprach Friedrich ganz offen von dem bevorstehendem Friedensschluss; schliesslich führten sie doch nicht zum Ziel. Der Bund zwischen der Kurie und den Lombarden erwies sich als unzerreissbar. Deshalb mussten die Waffen entscheiden; wie bekannt entschieden sie bei Legnano, 29. Mai 1176 gegen Friedrich.

Nun war der Friedensschluss mit der Kirche sicher. Aber seltsam genug errang bei den Unterhandlungen von Anagni der Besiegte von Legnano die bedeutendsten Erfolge; nicht nur wurde Alexander dazu gedrängt, ohne seine Verbündeten mit Friedrich zu unterhandeln, sondern er gestand auch die bisher immer abgelehnte Forderung zu: er erkannte die deutschen Bischöfe im allgemeinen in ihren Würden an.

Wie mich dünkt, ist es die dunkelste Frage in dem ganzen Streit, wodurch Alexander bewogen wurde, dem Besiegten das Zugeständnis zu machen, das er dem Sieger verweigert hatte. Hat ihn die günstige Erledigung der römischen Besitzansprüche dazu bestimmt, oder befürchtete er, dass bei längerer Dauer des Schismas die päpstliche Autorität in Deutschland unheilbaren Schaden erleiden würde? Wurde er bedenklich, ob seine lombardischen Bundesgenossen nach dem Siege ebenso gefügig sein würden, wie als Bedrängte, oder war das Urtheil entscheidend, dass der Grund zum

Kampf weggefallen sei, da Friedrich auf die Durchführung seiner italienischen Pläne verzichten musste? Man kann zur Begründung jeder dieser Vermuthungen gewisse Bemerkungen anführen; möglicher Weise haben auch alle diese Gründe zusammengewirkt. Genug, Alexander gab nach. Der Friede von Venedig garantierte die Ausführung des Vertrags von Anagni, nicht ohne dass die päpstlichen Besitzansprüche noch eine bedeutende Einbusse erlitten hätten.

Wenn man sich diesen Gang der Dinge vergegenwärtigt, so ist klar, dass der Friede von Venedig ebensowenig ein voller Sieg des Papsttums gewesen ist, als das Wormser Konkordat. Vor allem: so wenig als dieses hat er die grosse Frage, die im Mittelalter Kirche und Staat in Spannung hielt, gelöst: der Anspruch von Besançon blieb unerledigt. Klar ist aber auch, eine wie völlig andere Stellung Friedrich in der deutschen Kirche einnahm, als seine Vorgänger. Unter Lothar und Konrad war sie von den Päpsten regiert worden, jetzt folgte sie der Führung des Kaisers: er bestimmte, wer als Papst anerkannt wurde, wer nicht. So ganz anders war die thatsächliche Lage, ohne dass die Rechtsverhältnisse geändert worden wären. Das war der grosse Erfolg, den Friedrich errang.

In dieser Stellung aber behauptete er sich auch nach dem Frieden von Venedig. Es kam unter Urban III. noch einmal zu kirchlichen Irrungen, bei denen der Papst die principiell wichtigen Fragen, die durch das Schisma in den Hintergrund gedrängt waren, wieder ergriff und ihre Lösung im Sinne der Freiheit der Kirche herbeizuführen suchte: die Investitur, das Spolien- und Regalienrecht, die Eingriffe des Kaisers in die kirchliche Administration. Aber als Friedrich auf dem Hoftage zu Gelnhausen, 28. Nov. 1186, dem deutschen Episkopat den Streitfall vorlegte, so trat dieser sofort auf seine Seite. Nichts ist bezeichnender, als dass damals ein alter Kampfgenosse Alexanders, der Erzbischof Konrad von Mainz,

der Sprecher der deutschen Bischöfe war. Sie richteten die Anforderung an Urban, dem gerechten Verlangen des Kaisers zu genügen. Was Friedrich erreicht hatte, erschien in Deutschland als anerkanntes Recht.

Von diesem Punkte aus ist das vorhin erwähnte Urtheil der Zeitgenossen, das Friedrichs beständige Siege preist, zu verstehen. Seiner Reformpolitik hat es in der That an grossen Erfolgen nicht gefehlt.

Aber sie waren nicht von Dauer. Friedrich steht am Schluss einer Entwicklungsreihe, nicht an ihrem Beginn. Gewiss hat der frühe Tod Heinrichs VI. zur Auflösung der kaiserlichen Machtstellung ausserordentlich viel beigetragen. Doch dünkt es mich unverkennbar, dass die Ursache zum Teil auch in Friedrichs Politik liegt. Seine italienischen Pläne sind gescheitert, da ihm der Blick fehlte für die grosse Bedeutung, die dem neu aufblühenden Städtewesen zukam. Er wollte organisiren Verhältnissen gemäss, die schon verschwunden oder im Verschwinden waren, nicht aber denen gemäss, die schon vorhanden oder im Entstehen waren. Man kann in seinem kirchlichen Verhalten eine analoge Bemerkung machen: seine blos ablehnende Haltung Arnold von Brescia gegenüber zeigt, dass er auch hier die Mächte, die eine Zukunft hatten, nicht verstand: er baute auch hier nur im Gedanken an die Vergangenheit. Das Grösste, was er erreichen konnte, war deshalb, dass er einen Zustand, der mehr oder weniger schon überholt war, noch einmal wiederherstellte, noch einmal für eine Reihe von Jahren aufrecht erhielt. Aber die wahre Grösse des Staatsmanns besteht doch nicht hierin: nur der baut für die Dauer, der seine Einrichtungen den zukunftsreichen Mächten gemäss gestaltet.

Unwillkürlich lenkt sich hier unser Blick wieder zurück auf den grossen Toten des vergangenen Juli. Auch Fürst Bismark war im Beginn seiner Laufbahn nur konservativ. Aber er war deshalb so gross, weil er über diesen Standpunkt hinausgewachsen

ist. Mit unvergleichlichem Scharfblick hat er die Möglichkeiten, die Keime der Zukunft, die in der trüben und wirren Gegenwart vorhanden waren, erkannt und mit unvergleichlicher Kraft hat er sie zur Gestaltung geführt. Möge Gott unserem Volke verleihen, dass es stets Führer findet, die ihm hierin ähnlich sind; dann wird seine Zukunft nicht hinter seiner Vergangenheit zurückbleiben.